

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 24. Mai 1917

Der Muff.

Von Marie von Ebnert-Eichenbach.

Die Generalin kam aus einer Nachmittagsgesellschaft, an der mehrere ausgezeichnete Persönlichkeiten teilgenommen hatten. Sie befand sich in gehobener Stimmung. Man war sehr freundlich gegen sie gewesen. Sehr hatte sie dringend aufgefordert, eine ihrer kleinen Novellen, wenn auch nur die kleinste, vorzulesen.

Für ihr Leben gern wäre sie der Einladung gefolgt, trug jedoch gerade an dem Nachmittag nicht das geringste Manuskriptlein bei sich, und so hatten die Gäste mit liebenswürdigster Resignation auf den Genuss verzichtet. Aber schon die Berücksichtigung, die dem bisher wenig aufgemerkten Talent der Generalin geschenkt worden war, tat ihr unendlich wohl.

Von den besten Vorstellungen umgibt, schreitet die große, schmächtige Dame rasch und ruhig dahin; das Gehen wird ihr heute so leicht, als ob die Trottoirs mit Kautschuk gepflastert wären.

Die Generalin verschränkt behaglich die Hände in ihrem großen Muff — ein wenn auch nicht mehr moderner, doch sehr kostbarer und gediegenes Garderobestück — und wandert wohlgenut dahin. Sie hat noch eine gute Strecke Weges vor sich, eilt aber nicht, schenkt vielmehr gemächlich weiter, sieht sich die Vorübergehenden an, möchte jedem bis auf den Grund der Seele schauen, und den Armen, besonders solchen, die nicht betteln, schenkt sie etwas. Sie tut es trotz der Gewissensbisse, die sie dabei empfindet. Geld verschleudert auf der Straße ist ein Unfinn und nationalökonomisch ein Verbrechen. Das ist der Generalin hundertmal und unwiderleglich bewiesen worden, sie hat das Bewußtsein ihres Unrechts und — begehrt es dennoch. Das Mitleid, diese, wie in neuester Zeit festgesetzt worden, unverwundliche Form des Egoismus, ist zu mächtig in ihr; es überwiegt sie immer wieder von neuem.

Widerstandslos läßt sie ihrer Tochter den Bügel schieben, bis ihr eine natürliche Grenze gesetzt wird, und das Portemonnaie nichts mehr enthält als eine Wüstenkarte.

Nachgerade ist es Zeit geworden, einen ruhigeren Schritt einzuschlagen, denn plötzlich hat der Wind sich schroff erhoben und jagt große Schneeflocken durch die Luft.

So eilte sie denn, ohne sich aufzuhalten, an einer Bettlerin vorüber, die auf der steinernen Stufe vor einem geschlossenen Kaufladen saß und sich frierend in den Winkel der Mauer drückte. Der Schnee umwirbelte sie und zerann auf ihrem tiefgebeugten Haupt, das von einem durchsichtigen Tuch bedeckt war. Ihre Anie hatte sie bis zur Brust heraufgezogen, der dünne Rock reichte kaum bis zu den Knöcheln, die Füße waren mit Fellen unbedeckt und ruhten fest aneinander gepreßt auf einem eisigen Stroh. Ein Ding, das früher ein Muff aus Hasenfell gewesen, jetzt aber nur noch eine zerfetzte Röhre aus Hasenhaut war, sollte den Händen zum Schutze dienen, versch sein Amt aber schlecht; denn diese alten Hände kamen an manchen Stellen vor Ralte zitternd zum Vorschein.

Die Generalin war schon ein Stück Weges weiter gegangen, als ihr die ganze Kläglichkeit des im raschen Vorüberstreifen empfangenen Eindruckes vor die Seele trat. Sie kehrte zu der Alten zurück, blieb eine Weile vor ihr stehen, verfolgte mit immer trauriger werdenden Blicken die langsam zuckenden Bewegungen des zusammengekrümmten Körpers und sagte endlich: „Es ist spät, liebe Frau, gehen Sie doch nach Hause.“

Das Weib blickte empor und erwiderte, sie müsse auf ihre Tochter warten, die erst in einer Stunde von der Arbeit kommen und sie abholen werde.

In einer Stunde! dachte die Generalin — und die Alte macht jetzt schon so verdächtig schläfrige Augen; die ist imstande und erzieht bei drei Grad Wärme. Was anfangen? was anfangen, du lieber Gott! Ein Wachmann, den man rufen und bitten könnte, auf die Arme acht zu geben, ist nicht in der Nähe, und wäre er's die Generalin würde sich genieren, ihn darum anzusprechen. Die Leute schauen einen bei derartigen Zumutungen meistens kurz an. Und noch länger dastehen und die Bettlerin betrachten, hat auch keinen Sinn. Ueberdies beginnt die Alte brennend zu werden, und fragt sich mit Angst, was denn diese Person will, die sich da vor ihr aufgefpanzt hat und ihr nichts schenkt.

„Gehn's weg!“ sagt sie, „geh'n's weiter!“ und die Bangigkeit, daß Mißtrauen, die sich dabei in ihren Rienen kundgeben, verjagen die Generalin in eine große Verwirrung. Es kommt ihr auch vor, als ob die Vorübergehenden in sonderbarer Weise nach ihr schielten. Die Situation wird immer peinlicher, und in der Verlegenheit, in der Ratlosigkeit, in dem dringenden Wunsch, sich einen anständigen Rückzug zu sichern, legt die Dame ihren Muff der Alten auf die Anie. „Ich hab kein Geld, aber nehmen Sie das und wärmen Sie sich.“ sagt sie.

„O Jesus! Jesus!“ ... Das Weib bringt anfangs nur diese Worte heraus, aber als sie aus der ersten Verwirrung zu sich kommt, läßt sie auch eine Besorgsamkeit los, die mit lauem Gespöhl einen Platzregen von Segnungen und Wonne vom Himmel herunter auf das Haupt der edlen Spenderin beschwört.

Die Generalin entsetzt, so schnell sie kann, dem Wortschwall und den Lobpreisungen, die ihr noch von weitem nachgerufen werden, und langt kurze Zeit später glücklich daheim an. So ganz wohl zumute ist ihr nicht; sie befindet sich, daß sie ihr Portemonnaie in dem verschleierten Muff vergessen hat, und ärgert sich auch im voraus über das Verhör, dem sie der beiden Dinge wegen von der Kammerfrau unterzogen werden wird.

Die Kammerfrau ist es auch, die auf ihr Schellen öffnet und sie mit der Nachricht begrüßt: „Der Herr General sind schon lange zu Hause.“ „Do geh ich gleich zu ihm hinüber“, antwortet die Gebieterin, gibt rasch Hut und Mantel ab und tritt in das Zimmer ihres Mannes.

Der alte Herr erhebt sich beim Erscheinen der alten Frau. Er ist um ein Weniges kleiner als sie, hat aber etwas ungemein Energieisches; Gang und Haltung verraten den ehemaligen Kavalleristen.

„Kommst Du endlich!“ ruft er der Eintretenden entgegen, „hat heute wieder schön lange gedauert, die Urfschere.“ Mit diesem Namen pflegt der General die Gesellschaften zu bezeichnen, die lediglich aus Damen bestehen. „Es waren auch Herren da“, entgegnet die Generalin.

„Benede sie nicht“, murmelt der Gatte und zieht den Tisch, auf dem eine Patience aufgelegt ist, zurück, damit seine Frau auf dem Sofa Platz nehmen könne. Er setzt sich ihr gegenüber, stemmt die linke Faust auf den Schenkel und die rechte auf den Tisch und betrachtet die Karten mit scharfen Felsbrennblicken.

„Ist wieder böshaft!“ brummt er, „ist ein rechter Bosnidel, nein, was das für ein Bosnidel ist!“

Auch die Generalin verliert sich in die Betrachtung der Karten und sagt nach längerem Nachsinnen: Der Sechser geht.“

„Wo ist der Sechser?“ fragt der General.

„Rechts in der zweiten Reihe.“

„Der? Ja, der! Ja den — den leg ich nicht aus.“

„Warum denn nicht?“

„Will nicht.“

„Schöner Grund!“

„Warte auf einen schwarzen Fünfer.“

„Deine schreckliche Methode! Auf die Art kann die Patience nie ausgehen, nie!“

„Lieber Kind“, entgegnet der General mit männlichem Ernst, „nimm mir's nicht übel, Du hast unrecht. Hier handelt es sich nicht um das Einzelne, sondern um das Ganze.“

„Wenn aber das Einzelne den Knotenpunkt des Ganzen bildet?“

„Knotenpunkt! Wie Du doch bist! Wie Du doch kindisch bist! Liebe, ich habe allen Respekt vor Deiner Schriftstellerei, aber von Knotenpunkten versteht Du nichts.“

„Wer weiß, vielleicht doch... warum soll ich nicht im Grunde...?“

Die Generalin sprach unsicher und zerspreut, ihre Wangen röteten sich leuchtend. Zu ihrem Schrecken war die Kammerfrau hereingetreten, durchsuchte das Zimmer mit spähenden Blicken und nahm von dem eifrigen Abwinken ihrer Herrin keine Notiz.

„Lassen Sie es gut sein, Adele, lassen Sie es nur gut sein“, sagte diese endlich in einem Tone, in dem die dringende Bitte wie ein kühler Befehl klingen sollte.

Und der General, der längst überlebten Mode huldigend, in Gegenwart der Dienstreute ein ihm nicht ganz geläufiges Idiom zu gebrauchen, fragte: „D'est-ce que veut-elle donc?“

„Ich suche den Muff“, sprach Adele, die gnädige Frau haben den Muff nicht mitgebracht, und hier ist er auch nicht.“

„Nun, wenn ich ihn nicht mitgebracht habe, kann er auch nicht hier sein.“

„Geben Sie nur, Adele.“

Der treuen Dienerin war diese wiederholte Abweisung ein Stich ins Herz, und ihre tiefe Verleththeit äußerte sich in der Miene, mit der sie hervorrief:

„Aber der Muff ist weg!“

Der General wendete rasch den Kopf und fragte kurz: „Was Muff? Wer ist Muff?“

„Der große, der schwarze, der schöne Muff“, entgegnete Adele, und die Generalin bemerkte trampfhaft lächelnd:

„Groß und schwarz allerdings, aber schön... daß er schon war, hat ihm wirklich schon lange niemand mehr nachgesehen können.“

„Mag er nun sein, wie er will“, erklärte der Mann, „da muß er sein!“

„Man muß ihn halt wieder abholen“, sprach Adele, die gnädige Frau haben ihn halt liegen lassen in der Gesellschaft, wo Sie gewesen sind.“

„Ich habe ihn dort nicht liegen lassen.“

„Euer Gnaden haben das neulich auch gesagt, wie Euer Gnaden aus dem Theater gekommen sind, und wie ich gesagt habe, das Taschentuch ist nicht da. Und am andern Tag hat's der Logenmeister gebracht.“

„So? hat er's gebracht?... Aber, Adele, warum verschweigen Sie mir das?“

„Vergleichen haben Sie so gleich zu melden“, rief der General und Adele jammernde:

„Wie soll ich's denn melden? Wann denn? Man darf ja nichts reden, weil ja die gnädige Frau immer dachtet beim Ankleiden.“

Die Generalin biß sich auf die Lippen; es war ihr stets beschämend, wenn ihre Dienerin ihr die Schriftstellerei vortraf. Der General runzelte die Stirn, richtete sich steif auf und sagte zu seiner Frau: „Wozu das?“

„Wozu das?“ zur Kammerfrau jedoch: „Wozu das?“

„Adele entfernte sich mit dem Schritt einer gefangenen Königin vor dem Wagen eines römischen Triumpfhäupters. Der General kreuzte die Arme, beugte sich, blickte seiner Frau in die Augen und fragte: „Klotilde, was ist's mit dem Muff?“

Sie senkte den Kopf und nach einem um Vergebung bittenden Blick auch die Augen und sprach:

„Frig — ich habe ihn verschont.“

Er fuhr heftig zusammen, sein Gesicht drückte Gram aus. „Verschont!... hast Du vergessen, daß er von meiner verstorbenen Tante herkam?“

„Frig — ja! in dem Augenblick, in dem ich ihn verschont, habe ich das vergessen.“

„Dann“, versetzte der General wehmütig, „wäre es zwecklos, Dich jetzt daran zu erinnern. Aber sagen will ich Dir doch, Klotilde: Ich habe im stillen seit langer Zeit auf den Muff spekuliert. Ich hätte mir gern einen Fußfaß für meinen Jagdschlitten daraus machen lassen; ich habe es Dir aber verschwiegen aus Delikatesse... Das habe ich getan, Du aber...“

Die Generalin fiel ihm ins Wort: „Noch mir keine Vorwürfe, Bester; ich bin genug gestraft.“

„Sie war's; er sah es deutlich ausgesprochen auf ihrem Antlitz, in dem er seit vierzig Jahren zu lesen gewohnt war, und so erfüllte er denn großmütig ihre Bitte und fragte nur milde:

„Ich möchte aber wissen, an wen Du ihn verschont hast.“

„An eine Greisin, lieber Frig, eine unglückliche, hilflose, die vielleicht erfroren wäre ohne ihn.“

„Bapperlapapp!“

„Und für die der alte Muff eine Wohlthat ist, die vorhalten wird bis ans Ende ihrer Tage, ein wahres Lebensgut. So verzicht denn, lieber Mann, und wenn Du mir noch etwas zuleute tun willst...“ Klotilde ging aus ihrer elegischen Weise in eine muntere über, griff nach der Hand ihres Mannes, zog sie rasch an sich und drückte, bevor er's wehren konnte, einen Kuß darauf, „so lege den Sechser aus.“

Seufzend fügte sich der General dem Wunsche seiner Frau, aber es geschah zum Unheil, denn, wie die scharfsinnigen Kombinationen, die er später anstellte, erwiesen, konnte die Patience vom Moment an, in dem die verhängnisvolle Karte ausgelegt worden war, nicht mehr gelingen. Den Mann verstimme das ein wenig, für die Frau gab es an dem Tage nichts, das imstande gewesen wäre, ihre Heiterkeit zu fördern. Und als sie zur Ruhe gegangen war und die Augen schloß, da schwebte das Bild eines weissen Greisenangesichts, von heller Freude verklärt, vor ihr empor, und sie schlief ein, gewiegt von Empfindungen, um die die Landgräfin Elisabeth von Thüringen Ursache gehabt hätte, sie zu beneiden.

Am nächsten Morgen würde die Generalin ihres gestrigen kleinen Abenteuers nicht mehr gedacht haben ohne die schroffe Einsilbigkeit, die Adele der Herrin gegenüber beobachtete. — Das wird nicht gut, dachte sie, wird nicht gut, bevor ein umfassendes Gesandnis abgelegt ist. Und ich bin es ihr ja schuldig; habe ich doch eigenmächtig über einen Gegenstand verfügt, auf den sie sich durch die treue Gut, in der sie ihn mehr als ein Menschenalter hindurch gehalten, einigermaßen Rechte erworben hat.

Die Generalin war eben im Begriff, ihre Beichte zu beginnen, als die Hausglocke, mit unerhörte: Hestigkeit in Bewegung gesetzt, erklingte. Man hörte die Tür öffnen und zuschlagen, und aus dem Vorzimmer herüber gellte Weibergeschrei, kreisend, durchdringend; der Generalin war die Stimme, wie ihr schien, nicht ganz fremd. Dazwischen donnerte ein ihr unbekannter kräftiger Haß.

Einige dange Sekunden, dann sagte die Gebieterin: „Sehen Sie doch nach, was es gibt, Adele.“ Aber bevor Adele, bei der sich zugleich mit atavistischer Stummheit auch immer Schwerhörigkeit einstellte, dem Wunsche nachkommen war, trat der General ein, in aller Gottesfröhe schon sorgfältig gekleidet, stramm militärisch. Seine Brauen waren zusammengezogen, sein Abdrück hatte einen drohenden Ausdruck.

„Wozu's antischambre!“ sprach er zu seiner Frau, und sie, mit versagendem Atem, von unbestimmten, aber schrecklichen Ahnungen erfüllt, ging ins Vorzimmer.

Da stand das Unheil in zweifacher Gestalt: in lärmender — der der Bettlerin von gestern; in würdevoll stummer — der eines ungeheuer langen, pfahlgeladenen Wachmannes, deren der Muff und das Portemonnaie der Generalin in seinen Händen hielt.

Der Diener, die Dienerin, das Stubenmädchen waren auch zur Stelle, ohne Zweifel einem unbewußten künstlichen Triebe gehorchend, um das Tableau durch Ausführung des Hintergrundes zu vervollständigen.

Sobald die Generalin sich zeigte, wurde sie von dem alten Weibe mit ohrenzerreißendem Siegesgeschrei begrüßt.

„Da is sie! da is sie ja — jetzt können Sie's selber fragen!“ rief die Bettlerin dem Wachmann zu, stürzte die Generalin entgegen und sagte sie beim Arm: „Und Sie, Sie sagen ihm's jetzt gleich auf der Stelle: bin i a Diebin? Hab' i g'hoht'n? Hab'n. Sie mir die verdammte Grendiermütze g'heht oder nit?“

„Geshent!“ sagte die Generalin, „jowohl, ganz gewiß. Ich habe der armen Frau diesen Muff geschent.“

„Haben Euer Erzellenz ihr auch dieses Portemonnaie geschent?“ fragte der Wachmann, und hoo das vermeinte corpus delicti in die Höhe.

„Eigentlich — nein... eigentlich habe ich vergessen, es aus dem Muff zu nehmen“, lautete die Antwort, die der Diener der Gerechtigkeit mit dem frohlockenden Ausruf begrüßte:

„Und sie — hat's ausgelieert!“

„Rein, nein! es war schon leer.“

„Leer? das Portemonnaie Eurer Erzellenz leer?“ versetzte der Wachmann mit leisem und ehrerbietigem Zweifel.

„Bis auf eine Wüstenkarte — ja.“

Der Wachmann ist betroffen, und die Bettlerin bricht in eine leidenschaftlich wilde Anklage gegen ihn aus. Aber auch die Generalin bleibt nicht verschont:

„I hab' nix g'hoht'n“, wittert die Alte ihr zu, „aber mir kann was g'hoht'n we'n — Ihre Wohlthaten! Auf b' Polizei haben mi Ihre Wohlthaten g'führt: Fünfundsechzig bin i alt, aber dös is mir noch nit g'hegt, daß i a ganze Nacht auf der Polizei hätt überwachet müssen mit allerhand G'fändel, und wenn der Herr Kommissar mi net kennt hätt, weil i amol Kofeln bei ihm trogen hob, i siget no und könnt sigen, bis die gnädige Frau ihre Vorladung kriegt.“

„Meine Vorladung?“ stammelte die Generalin mit trockenen Lippen.

„Ganz natürl, zur Konfrottierung. Nur weil er mi kennt und der gnädigen Frau ihren Herrn a, hat er mi herg'lassen mit'n Wachmann. Aber was nützt dös all's? G'essen bin i doch. Und was mei Tochter wird g'hoht hab'n, wie's kommen is gestern und mi nit gefunden hat auf mei'n Platz! — was die sich wird dent hab'n, dös g' hören siget mir noch aus.“ Sie wurde weich, ein Tränenstrom rann über ihre Wangen.

„Ach ja, Ihre Tochter!“ sagte die Generalin. „Ihre Tochter müssen Sie mir jedenfalls bringen, damit ich mich bei ihr entschuldigen kann.“

„Entschuldigen war schon recht.“

„Sie hatte die Alte schluchzend, wenn auch schon etwas besänftigt, aber mit'n Entschuldigenden alleinisch wird's es nit tun. Da wer mer um a bissel a'n Nachguck bitten, um a bissel a Schmerzensgeld für die aus'standenen Wohlthaten, mei Tochter und i.“

Die Generalin freute sich, die Dankbarkeit der Tochter zu machen, und entließ unter Assisenz des Generals, der sich von dem Stand der Unterhandlungen zu überzeugen kam, den Wachmann und die Bettlerin — nicht unbeschenkt, wie sich von selbst versteht.

Das Weib nahm dankbar alle gespendeten Gaben an, nur den Muff wollte sie sich nicht ausnütigen lassen. Den schwarzen Bären, erklärte sie, können's wem andern anhängen — ich hab genug von ihm.“

„Nun, Liebe?“ sagte eine Stunde darauf der General zu seiner Frau, die er in ihrem Zimmer aufsuchte und recht traurig fand.

Sie nickte ihm zu. „Was, lieber Frig?“

„Ich werde von nun an ein schärferes Auge auf Dich haben, Gattin, sonst kommst Du mir einmal noch mit einem entzwei geschnittenen Mantel nach Hause, wie der heilige Martin.“

„Martin? Sei ruhig, denn nehm ich mir nicht zum Muster.“

„Gott sei Lob und Dank. Ich brauche also nicht zu fürchten, daß Du ihm die Mantelteilung nachmachst?“

„Gewiß nicht.“

Die Generalin schüttelte ernst und mißbilligend den Kopf. „Diese Zeit war mir immer rätselhaft. Ich hoffe nur, der Heilige hatte vorher schon sein Waas verschent, sonst schiene es mir unbegreiflich, daß er einem armen Unglücklichen nicht einmal einen ganzen Mantel gegönnt haben sollte.“

„Du bist unverbesserlich, Gattin“, rief der General, streckte ihr aber plötzlich die Hand entgegen und sekte freundlich hinzu: „Gottlob!“

„Gottlob!“

„Da is sie! da is sie ja — jetzt können Sie's selber fragen!“ rief die Bettlerin dem Wachmann zu, stürzte die Generalin entgegen und sagte sie beim Arm: „Und Sie, Sie sagen ihm's jetzt gleich auf der Stelle: bin i a Diebin? Hab' i g'hoht'n? Hab'n. Sie mir die verdammte Grendiermütze g'heht oder nit?“

„Geshent!“ sagte die Generalin, „jowohl, ganz gewiß. Ich habe der armen Frau diesen Muff geschent.“

„Haben Euer Erzellenz ihr auch dieses Portemonnaie geschent?“ fragte der Wachmann, und hoo das vermeinte corpus delicti in die Höhe.

„Eigentlich — nein... eigentlich habe ich vergessen, es aus dem Muff zu nehmen“, lautete die Antwort, die der Diener der Gerechtigkeit mit dem frohlockenden Ausruf begrüßte:

„Und sie — hat's ausgelieert!“

„Rein, nein! es war schon leer.“

„Leer? das Portemonnaie Eurer Erzellenz leer?“ versetzte der Wachmann mit leisem und ehrerbietigem Zweifel.

„Bis auf eine Wüstenkarte — ja.“

Der Wachmann ist betroffen, und die Bettlerin bricht in eine leidenschaftlich wilde Anklage gegen ihn aus. Aber auch die Generalin bleibt nicht verschont:

„I hab' nix g'hoht'n“, wittert die Alte ihr zu, „aber mir kann was g'hoht'n we'n — Ihre Wohlthaten! Auf b' Polizei haben mi Ihre Wohlthaten g'führt: Fünfundsechzig bin i alt, aber dös is mir noch nit g'hegt, daß i a ganze Nacht auf der Polizei hätt überwachet müssen mit allerhand G'fändel, und wenn der Herr Kommissar mi net kennt hätt, weil i amol Kofeln bei ihm trogen hob, i siget no und könnt sigen, bis die gnädige Frau ihre Vorladung kriegt.“

„Meine Vorladung?“ stammelte die Generalin mit trockenen Lippen.

„Ganz natürl, zur Konfrottierung. Nur weil er mi kennt und der gnädigen Frau ihren Herrn a, hat er mi herg'lassen mit'n Wachmann. Aber was nützt dös all's? G'essen bin i doch. Und was mei Tochter wird g'hoht hab'n, wie's kommen is gestern und mi nit gefunden hat auf mei'n Platz! — was die sich wird dent hab'n, dös g' hören siget mir noch aus.“ Sie wurde weich, ein Tränenstrom rann über ihre Wangen.

„Ach ja, Ihre Tochter!“ sagte die Generalin. „Ihre Tochter müssen Sie mir jedenfalls bringen, damit ich mich bei ihr entschuldigen kann.“

„Entschuldigen war schon recht.“

lebhaftest Ruhe und in voller Reife. Die Ereignisse ihres Lebens hatte sie bereits alle hinter sich; sie hatte ihre Kälber geboren, ohne sie je sehen oder leken zu dürfen; sie hatte ihr Futter verzehret und stets treu und redlich ihre Milch hergegeben. Nun taute sie hier wieder, wie sie's auch anberaumt getan hätte und schwang ihre Schoßanzuaste in steifen Schnörkeln, um die Fliegen zu verschrecken. Der Spannung war säuberlich aufgerafft und hing auf dem einen Horn; sie hatte ja nicht die Absicht durchzubrennen oder sonst was Absonderliches zu unternehmen. Die alten, abgebrauchten Halstern hatten weder Raseneisen noch innere Zween. Man brauchte Anes Ruh nicht erst im Zaum halten. Heute trug sie einen neuen Strid, nicht den alten, dünnen, der angestülzelt war und an dem sie sonst auf die Weide geführt wurde. Eine hatte ihre Ruh schon machen wollen.

Nun ja, es war auch wirklich eine gute Kuh für den Fleischer. Drum dauerte es nicht lange, bis ein Mann an das Weiden herantrat, die Kuh von allen Seiten betrachtete und seine Fingerspitzen in ihre Rückenfell eingrub. Die Kuh rückte ein wenig zurück, war aber nicht böse.

„Na, Muetter!, was loht' denn die Kuh?“ fragte er und sein feiner Blick wanderte von der Kuh auf Ane. Ane stridte weiter.

„I verkauf nit“, antwortete die Alte. Und wie wenn sie das Gespräch auf höfliche Weise abbrechen wollte, ließ sie die Stridnadeln mit der einen Hand los und trocknete sich eifrig die Strid. Der Mann ging, aber er drehte sich noch oft nach dem tüchtigen Vieh um.

Bald darauf kam ein Schlächter. Der suchte mit seinem spanischen Rohr der Kuh vor den Hörnern herum und ließ seine Hand rasch über ihr Fleisch gleiten.

„Was tost' die Kuh?“

Die Ane schielte zuerst auf ihre Kuh, die vor dem spanischen Rohr, ehrfürchtig mit den Augenlidern zitterte, wendete dann den Kopf, als ob sie weit in der Ferne etwas sehr Wichtiges sähe. Schließlich sagte sie: „De verkauf i nit.“

Fertig. Der Schlächtermeister schauante in seinem blutbefleckten Staubmantel weiter. Bald darauf kam noch ein Käufer. Die alte Ane schüttelte den Kopf. „I verkauf halt nit.“

Sie hatte einer ganzen Reihe von Käufern ein abschlägige Antwort gegeben; so konnte man sie bald und rebete viel von ihr.

Einer der Männer, die um die Kuh gefarrt hatten, kam ein zweites Mal. Er wollte das Tier durchaus haben und machte ein Angebot, das sehr vorteilhaft war. Die alte Ane sagte: nein. Ein bißchen unruhig, aber heftig.

„Ja denn die Kuh verkauft?“ fragte der Mann.

„Na, na, verkauf is nit.“

„Ja, nachher, wegen was steht denn nachher und proht mit Deiner Kuh?“

Die alte Ane ließ den Kopf sinken, stridte aber hartnäckig weiter.

„Na also, jeh reb' Do. Wegen was steht denn d' mit der Kuh?“ fragte der Mann ganz aufgebracht. „Sie g'herl am End' gar nit Dein?“

„A, das par nit schlecht Freili g'herl sie mein. No freili, das is ja mei Vieh.“ Ane fügte hinzu, daß sie die Kuh wahrlich schon als Malb gehobt habe; ja, wahrhaftig. Und sie rebete und rebete auf den Mann ein, als ob sie bei ihm entkuldigen müßte; er aber unterbrach sie heftig:

„Ja, steht denn Du da, zum Leut' pöppen?“ Ane schweigt. Sie stridit wüend drauf los; sie weiß nicht, wohin sie schauen soll, so ungemüchlich ist's ihr. Der Mann wird immer wüender.

„Na, jeh sag amal: bist denn herkommen zum Leut' pöppen?“

Da hört Ane auf zu striden. Sie lost den Spannrriemen vom Horn der Kuh und rückt sich zum Rückzug bereit. Sie schaut aber den Augenwachenden noch zum Schluß überzig an und sagt in einer zitternden Ton: „S is halt gar so viel einjam, 's Vieh, gar so viel einjam. I hab' ja bloß de anzig: Kueg in meiner Keuse'n, und sie kommt halt fast gar nit mit andr' Viecher 'sammen. I wohn' ja so weit droben in der Einsicht. So hab' i halt g'mant, i kann sie grad aus'n Markt herführen, daß sie a bißl untr's Vieh tummt und a bißl a Zerkrümmung hätt. O mei, o mei, i hab' halt g'mant, das kann niemand nit schad'n. No, und so fein mar halt herg'reist. Aber mir zwia fein nit zum Verkaufen und jeh geh'n mar halt wieder ham. No ja, und i bit halt recht sehr um Entkuldigung. No ja, und fiat Gott a und i bedank mi halt recht sehr.“